

KNAUR 

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Wie in einem Traum

Die Stimme des Zwilichts

Der Schrei des Garuda

Das stille Qi Gong

*Über die Autorin:*

Die renommierte und erfolgreiche Autorin Ulli Olvedi ist diplomierte Qi-Gong-Lehrerin und ausgebildet in Atemarbeit, buddhistischer Psychologie und buddhistisch-tantrischer Energiearbeit. Auf dieser Basis entwickelte sie die »Meditative Energiearbeit« für westliche Menschen, die sie in Seminaren unterrichtet. Ulli Olvedi gründete die Hochschule für traditionelle tibetische Medizin, das Shelkar Tibetan Medical Institute in Kathmandu, und ist Fachbereichsleiterin für Spiritualität an der Akademie Aidenried am Ammersee bei München.

[www.ulli-olvedi.de](http://www.ulli-olvedi.de)

Ulli Olvedi

# Tibet hinter dem Spiegel

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knauer.de](http://www.knauer.de)**



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe Februar 2018

Knauer Taschenbuch

© 2006 O. W. Barth Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: v. V. Willendorf\_Design, FFM

Coverabbildung: Montage aus Fotografien von Ulli Olvedi und Thomas Grill

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-87815-6

2 4 5 3 1

## Prolog

Der Mond steht als dünne Sichel am Himmel, die tibetische Nacht ist tief und ungeheuer groß. Selbst über die weiße Spitze des fernen Berges, die am Tag leuchtet wie ein kostbares Juwel, hat sich die Dunkelheit gelegt. Der Generator hinter dem Hauptgebäude des Klosters schweigt. Ganz oben am Hang über der Klosteranlage flackert der zarte Schein von Butterlämpchen in der Fensteröffnung einer kleinen Klausur. Die Nacht ist kalt, der Sommer geht zu Ende.

Eine Gestalt, bis über den Kopf in das große Tuch der Mönchsrobe gehüllt, tastet sich an der Wand des Hauptgebäudes entlang bis zur Seitentür des Lhakang. Sie ist offen, wird selten geschlossen in diesem abgelegenen Kloster; auf der Schotterstraße am Flüsschen entlang braucht man mit dem Jeep mehr als drei Stunden zur nächsten Ortschaft. Die alten Scharniere der Tür quietschen. Der Mann hält inne, zwingt sich durch den offenen Spalt und drückt die Tür vorsichtig hinter sich zu. Eine große Butterlampe auf dem Hauptschrein gibt ein wenig Licht, die Schatten sind Abgründe.

Zielsicher bewegt sich der Mann zu dem schmalen Raum hinter dem Schrein und entzündet dort eine Butterlampe. Die Figuren der Zornvollen springen aus dem Dunkel. Der Mann hat keinen Blick für sie übrig, will sie nicht sehen, erschauert dennoch in ihrer Gegenwart. Er weiß genau, wo er ihn findet, den Schwarzen Beschützer Mahakala, tanzend im Flammenkranz, mit drei rollenden Augen und funkelnden Reißzähnen,

gekrönt mit einer Girlande von Totenköpfen, an Armen und Beinen sich ringelnde Schlangen als Schmuck. Da ist er, schaut herunter, schwingt Messer und Dreizack über dem vor Aufregung schwer atmenden Mann, der mit einer Stange nach der Aufhängung des kostbaren Bildes angelt. Es ist ein großes Thangka; der Brokat, der es einrahmt, vom Alter gedunkelt. Das Bild fällt zu Boden. Der Mann bückt sich mit einem unterdrückten Fluch, rollt es hastig zusammen, ungeachtet der möglichen Beschädigung, löscht die Lampe und eilt hinaus in die Nacht, einem leisen Nachtvogelruf vom Rand des Klosters entgegen. Er strebt zur Klostermauer weiter oben am Abhang, wo sie teilweise eingefallen ist. Niemand hat daran gedacht, sie auszubessern. Längst gibt es keine Überfälle mehr, und wovor sollte man sich fürchten, wachte doch Mahakala in seinem Thangka über das Kloster, seit Jahrhunderten schon.

Die Bildrolle ist wunderbar heiß in den Händen des Mannes, unnatürlich, schmerzhaft heiß. Doch die Sache muss zu Ende gebracht werden, es gibt kein Zurück. Solch eine Abmachung zu brechen hieße Tod. Dennoch, das Schaudern will nicht mehr aufhören, die brennenden Hände zittern, der Hals wird eng, so schrecklich eng, als legten sich würgende Hände darum.

Da kommt wieder ein Vogelruf von der Mauer her, diesmal ganz nah. Der Mann stolpert über den steinigen Grund, geführt von ungeduldigem Flüstern: »Komm schon! Hierher!« Erleichtert reicht er die Rolle über die Mauer. Eine Hand streckt ihm ein dickes Bündel Yüan entgegen, die andere greift nach dem Thangka. Ein chinesischer Fluch, ärgerliches Flüstern: »Warum hast du so lange gebraucht? Ich hänge hier schon eine Ewigkeit rum.«

Doch der Mann ist bereits auf dem Weg zu den Wohngebäuden am steilen Hang hinter dem Lhakang, tastend, stolpernd, von Angstschweiß bedeckt.

In der Morgendämmerung stürmen zwei Mönche, die den Lhakang für die Morgen-Puja vorbereiten sollten, ins Zimmer des Klostersekretärs Döndup. »Das Thangka des Mahakala ist aus dem Gönkang, dem Schrein der zornvollen Gottheiten, verschwunden!«, keuchen sie. Der Sekretär reißt die Augen auf, so rund sind sie wie die der Zornvollen.

»Welch ein Unglück«, murmelt er fassungslos, »welch ein schreckliches Unglück.«

Er geht mit den beiden Mönchen zum Lhakang und erstarrt vor dem hellen Rechteck an der Wand, den das verschwundene Bild zurückgelassen hat.

»Was machen wir jetzt nur?«, jammert einer der Mönche.

Der Sekretär antwortet nicht. Die Vergangenheit hat ihn unvermittelt überfallen.

Er ist wieder neunzehn Jahre alt, zu Hause, weit im Osten; mit all den anderen Dorfbewohnern ist er in das große Kloster am Ende des Tals geflüchtet. Dort glaubten sie sich sicher, in der hoch aufragenden, befestigten Klosteranlage, die keine Chinesenkugel zu durchdringen vermochte. Doch wie lange noch? Zu viele Frauen, zu viele Kinder sind da neben den Mönchen und den tapferen Khampas mit ihren CIA-Gewehren und unzureichender Munition. Zu viele hungrige Menschen, die schon so lange durchgehalten hatten. Dann die chinesischen Bomben, das Schreien, die Leichen. Die Mutter, seine starke, stolze Mutter, erschlagen von stürzenden Mauern. Das Blut der Männer so rot wie der Schmuck aus Seidenkordeln um ihren Kopf, das Blut der Frauen so rot wie ihre Korallenketten.

Da ist das breite, sanfte Gesicht des Abts. *Nicht hassen, Döndup, nicht hassen. Weine um deine Mutter, weine ein bisschen, aber lass sie gehen, halte sie nicht fest. Und halte deinen Hass nicht fest.*

*Warum hilft Mahakala uns nicht?*, fragt auf der Flucht der

junge Döndup den schwer verletzten Rinpoche auf den Armen des Vaters. Der Rinpoche murmelt lächelnd: *Aber er ist doch da. Siehst du ihn nicht?*

»Ich muss es melden«, sagt der Sekretär entschlossen und verlässt den Lhakang, geht hinauf zu den Räumen des Klosterleiters, dieses schwachen, ängstlichen alten Mannes, so leicht zu manipulieren von den politischen Monstern in der Hauptstadt. Doch er hat Döndups Leben gerettet, hat für ihn gelogen, hat den halb verhungerten jungen Flüchtling als einen Zögling dieses Klosters ausgegeben und ihn als seinen Sekretär ausgebildet.

»Wie furchtbar«, sagt der Klosterleiter und drückt die verschlungenen Hände an die Brust. »Unser Beschützer ...«

Ihre Blicke treffen sich, verhaken sich für einen Augenblick ineinander in verzweifelterm Einverständnis.

»Der Spitzel ...«, sagt der Klosterleiter leise.

Döndup nickt. Jeder im Kloster weiß von dem Spitzel; nur der Spitzel denkt, die anderen wüssten nicht, wer er ist. Sie haben gelernt, die Nähe des Spitzels zu fühlen, auf ihre Worte zu achten, mit aufmerksamen Ohren und mit heimlichen Augen im Hinterkopf zu leben.

»Wir können nichts machen«, fügt der Klosterleiter hinzu. Sein hängendes Gesicht zerfließt in tiefer Resignation.

Vor dem Lhakang scharen sich die Mönche, die geflüsterte Nachricht hat bereits die Runde gemacht. Auf den verstörten Gesichtern liegt Furcht. So lange hat das Thangka sie beschützt – seitdem es sich vor Hunderten von Jahren in der Höhle oben auf dem Berg manifestiert hat, kurz vor dem Tod des großen Yogi, der in einem Regenbogen verschwand und von dem man nur noch Haare und Zähne und Nägel fand. Dieser Mahakala würde das Kloster vor allem Unheil beschützen, habe der Yogi damals prophezeit. Und so war es. Nie ist dem Kloster etwas geschehen.

Sogar den zerstörerischen Wahn der Kulturrevolution hat es unbeschadet überstanden.

»Der Spitzel«, flüstern die Mönche einander zu. »Nur er kann es gewesen sein, keiner von uns würde das tun.«

Am Mittag wissen alle, dass der Spitzel krank ist. Er liegt mit schweren Krämpfen im Bett und seine Hände sind rot und geschwollen und glühen. Sein Puls sei sehr seltsam, sagt der alte Mönchsarzt, der mehr als zwanzig Jahre im Arbeitslager überlebt hat. Ganz chaotisch, da passe nichts zusammen.

»Könnt ihr einen Unterschied sehen?«, fragt Kunzang die beiden Freunde, die in seinem Atelier vor zwei identischen Thangkas stehen. Zweimal Mahakala im Flammenkranz, wild, erschreckend, von außerordentlicher Ästhetik. Nur die Brokatumrahmungen unterscheiden sich, eine ist sehr alt, die andere neu.

»Ich wette, ihr könnt es nicht.« Er lächelt mit dem ihm eigenen jugenhaft siegesgewissen Ausdruck, der Frauen das Gefühl gibt, eine besonders wertvolle Beute für ihn zu sein, und Männer dazu veranlasst, ihm voller Neid jeden Sieg zuzutrauen. Obwohl er das Alter der leichten Siege längst überschritten hat.

Sherab, schmal und drahtig, rückt seine Brille zurecht und untersucht verschiedene Bereiche der beiden Bilder, hebt sie an und unterzieht auch die Rückseiten einer genauen Prüfung.

»Ich kenne mich zwar mit Statuen besser aus als mit Thangkas, aber so viel kann ich sagen, du bist ein Genie«, erklärt er kopfschüttelnd und streicht nachdenklich eine Haarsträhne aus der Stirn.

Kunzang hört kaum zu. Er deutet auf eine bestimmte Stelle in einem der Bilder. »Schaut her, hier am Original war ein größeres Stück Farbe abgeblättert, das ist wahrscheinlich beim Transport geschehen. Und jetzt schaut hier auf die Kopie – mit

dem Vergrößerungsglas sieht man einen ganz feinen Rand.« Er richtet sich auf und fügt befriedigt hinzu: »Ich habe natürlich den originalen Brokat verwendet. Selbst wenn sie Fotos gemacht haben, was ich aber nicht glaube, werden sie nichts merken.«

Der zweite Besucher, Tashi, wie Sherab an der Grenze zwischen Jugend und Reife, schiebt die Hände tiefer in die Taschen seiner Jeans. Über dem wie glatt geschliffenen, kantigen Gesicht liegt Besorgnis. »Es ist ein großes Risiko, Kunzang«, sagt er leise. »Du hast es mit einer Mafia zu tun.«

Kunzang legt die Hand auf die Schulter des Freundes. »Das Kloster braucht dieses Thangka wieder. Der Sekretär hat mir eine Nachricht geschickt, dass der Klosterspitzel, der das Thangka gestohlen hat, nach dem Diebstahl plötzlich gestorben ist. Ich sage dir, das ist kein gewöhnliches Thangka.«

Mit einer zarten, ehrfürchtigen Geste berührt er den Brokatrand des Bildes. »Du warst zu lange im Westen, Tashi. Weißt du nichts mehr von der unsichtbaren Welt?«

Tashi schweigt und zieht die Schultern hoch.

Heiter öffnet Kunzang eine Flasche Whiskey. »Und nicht zu vergessen, sie zahlen mir zweitaused Dollar für die Restauration. Ah la la, wir werden nur noch die besten Marken trinken. Schluss mit Kukri-Rum und Wodka.«

Er füllt drei kleine Gläser, ergreift eines davon, taucht zwei Finger in die goldbraune Flüssigkeit und verspritzt ein paar Tropfen im Zimmer.

»Auf Mahakala!«, sagt er und grinst übermütig.

Sherab hat sich einem anderen Bild zugewandt. »Diese Devi hier, hat sie nicht das Gesicht deiner scharfen Lady?«

»Nicht mehr meine«, wehrt Kunzang ab. »Die Lady nicht und das Thangka auch nicht. Das Bild ist schon verkauft. Und Wangmo – o nein, so ein Khampa-Weib ist nichts für mich. Fordernd,

herrsüchtig, eifersüchtig. Nein, nein, nein. Ich hab was Neues, aus New York, ah la la. Ich hab sie in der Yak-und-Yeti-Lounge kennengelernt. Kühl, blond. Sie betet mich an.«

Tashi hat kaum zugehört, er lehnt sich an den Fensterrahmen und blickt über die Dächer in die Augen der Stupa von Kathmandus Stadtteil Boudhanath. Nein, er hat nichts von dem vergessen, was sein Onkel, der Bön-Meister Ashang, ihn gelehrt hat, als er ein Junge war. Er hat Ashang-la verehrt. Häufig opfert er den vier Klassen unsichtbarer Wesenheiten. Manchmal bringt er Gaben zu den Stätten der Nagas. Er hält sein Ga-U in hohen Ehren, den Schutzbeutel, den Ashang-la ihm geschenkt hat. Es stimmt zwar, dass er nach fast zwanzig Jahren in den Städten des Westens die geistigen Wesen nicht mehr so gut spüren kann, aber er hat sie nie vergessen oder gar verleugnet. Nein, das ist es nicht. Vielmehr hat er Angst um Kunzang. Wie eine Wolke ist diese Angst, sie kriecht in seine Poren, in die Zellen seiner Haut, stellt die feinen Härchen auf und lässt ihn frieren in der schwülen Hitze des Sommertags. Oder sind es nur die heranrückenden dunklen Monsunwolken, der ferne Donner, die furchtsame Projektionen anstacheln? Im Westen reden sie so viel von Projektionen, da wird es schwer, einem Gefühl noch Glauben zu schenken. Er hat lange gebraucht, um zu begreifen, dass das, was sie Gefühl nennen, meist nur Gedanken, Vorstellungen, Konzepte sind, weil ihre Sinne verlernt haben, die Welt aufzunehmen.

Kunzang hat sein ganzes Leben in Kathmandu verbracht und restauriert seit vielen Jahren Thangkas für die Kunst-Mafia. Sie vertrauen ihm. Er hat ihnen nie einen Grund gegeben, ihm nicht zu trauen. Er wird wissen, was er tut. Weiß er es wirklich? Kunzang ist wie eine Weide am Fluss, die der Wind bis zum Boden biegen kann, und dann richtet sie sich wieder auf. Doch auch Weiden können entwurzelt werden.

»Auf unser Genie«, sagt Tashi und hebt sein halb geleertes Glas.

Der nächtliche Schatten einer Backsteinmauer trennt den Straßenrand von der kleinen, in tiefem Dunkel liegenden Gasse, die zu Kunzangs Hauseingang führt. Ein paar Hunde in der Mitte der kleinen Straße heben die Köpfe, doch der Augenblick lauerner, hungriger Aufmerksamkeit verfliegt. Sie kennen den Mann mit dem besonderen Geruch. Es ist der Geruch nach Kräutern und Steinen, aus denen der Maler nach alter Weise seine Farben gewinnt.

Kunzangs Schritte werden langsamer, als sammeln sich Gewichte in seinen Schuhen. Der Schatten ist anders als sonst. Es ist nicht nur der Schatten der trüben Straßenlampe; tiefer ist er, wie ein schwarzes Loch im Weltall, mehr noch, wie der schwarze Bauch Mahakalas, die schwarze Sonne der Verwandlung in Mahakalas Herz.

Nachdrücklicher denn je beruhigt er sich mit dem Gedanken, dass das kostbare Thangka bei Sherab in Sicherheit ist, und sagt sich einmal mehr, dass keinerlei Gefahr besteht.

Dennoch – das bedrückende Gefühl hat ihn schon den ganzen Tag verfolgt. Er schaut zurück und sein Blick begegnet den Buddha-Augen der beleuchteten Stupa zwischen den schwarzen Reihen der Häuser. *Namo Buddha, ich nehme Zuflucht zum Erleuchteten, möge er alle meine schwarzen Löcher erleuchten.*

Entschlossen biegt er in seine Gasse ein, taucht in das Dunkel und weiß augenblicklich: Sie sind da. Er hat es geahnt, gefürchtet und doch geleugnet. Wie haben sie die Täuschung bemerken können? Kein Thangka-Maler weit und breit hat ein so großes Wissen und ist so geschickt wie er.

Ein harter Arm drückt ihm die Kehle zu, Hände umklammern

seine Gelenke. Scharren von Schuhen, ein Keuchen, eine vertraute Stimme hinter ihm, zischend, böse flüsternd. Fassungslosigkeit will ihn lähmen, doch die Panik ist stärker, er stößt mit den Beinen, windet sich, ringt keuchend um Luft. Ein rasender Schmerz in seinem Rücken, er spürt, wie das Messer an einer Rippe abrutscht, ein weiterer Stich, ein Dröhnen in seinem Kopf wie die donnernenden Hufe einer ganzen Herde wilder Yaks. »Nein, nicht!«, will er sagen und hört, dass es nur ein Gurgeln ist, unverständlich. Er möchte sprechen, erklären und weiß doch, dass es zu spät ist für jedes Wort. Von fern nimmt er wahr, wie sein Körper sich noch einmal aufbäumt, und einen Augenblick lang hängt der Gedanke klar und still im Raum: *Sie bringen mich also um.*

Er wird aus der Gasse geschleift. Da ist ein riesengroßer Schmerz, so groß, dass er keinen Platz hat in seinem Körper, so über alle Maßen groß, dass er nicht mehr fassbar ist, auch wenn sich der Gedanke »Schmerz« noch irgendwie formen kann.

Kunzang spürt das Blut in seinem Mund. *Tod*, sagt das Etwas in ihm, das Gedanken formt und immer weiter Gedanken formen will. Das Entsetzen trifft ihn mit voller Wucht, bis es so überwältigend geworden ist, dass es sein Denken sprengt und alle Gedanken davonfliegen lässt.

Unter sich sieht er seinen erschlafenen Körper in den Händen des Mannes und der Frau. Hastig werfen sie ihn in den Kofferraum eines Autos. Sie fahren durch stille Straßen und stoßen dann ihr Opfer in das schwarze Wasser des Bagmati-Flusses. Langsam treibt er davon, ein Schatten, nicht mehr. Die Nacht hat die Farbe aus seinem roten Seidenhemd gesogen.

Er sieht ihre Gedanken. Sie bedeuten ihm nichts. Alles, was wichtig gewesen ist, wird bedeutungslos in der ungeheuren Anstrengung des Sterbens. Der sterbende Körper greift nach ihm und stößt ihn zugleich von sich, holt ihn zurück in die Panik,

das Grauen, den überwältigenden Schmerz des endgültigen Abschieds. Doch der Verlust eines jeden Sinnes, begleitet von zischendem Dampf, Funken sprühendem Feuer, wüsten und grandiosen Bildern, lässt weite Öffnungen im Raum entstehen, aus denen schließlich die Dakinis, die göttlichen Schwestern, strömen, so über alle Maßen schön und wild, wie er sie niemals hat malen können.

Dann gibt es eine andere Zeit, in der eine unfassbar helle Sonne glühend rot aufgeht, eine weitere Sonne durchdringend weiß strahlend herniederkommt, bis sie eins werden und er hineingezogen wird in Mahakalas abgrundfinsternen Bauch, aus dem Mahakalas riesiger Vajra ihn ekstatisch hinauschießt in Mahakalis Schoß. EMAHO, ein Fallen, ein ungeheures Fallen in den Tunnel, an dessen Ende Kunzang Namdak davon befreit sein wird, Kunzang Namdak zu sein.

Zwei Tage später wird der aufgedunsene Körper an den Gats von Pashupatinath angeschwemmt, wo die magere Leiche eines Kindes auf ein paar Stücken Holz und einem Polster aus Stroh verbrennt. Der Hüter des Feuers, der das brennende Stroh über der kleinen, in weiße Tücher gehüllten Leiche verteilt, hat das rote Hemd im Wasser entdeckt und fischt den Toten mit seiner Stange heraus. Auf dem Scheiterhaufen knackt laut das Holz, ein dünnes Ärmchen bewegt sich, von der Hitze gelöst, als winkt es dem Ermordeten zu.

Doch Kunzang ist nicht mehr da.

# 1

Ungeduldig wischte Teresa mit einem Ende ihres dünnen Schals den Schweiß von der Stirn. Die großen, weißen Wolkenballen über den Bergen am Rand des Kathmandu-Tals verharrten bewegungslos und die Mittagssonne warf ungehindert ihr hartes, heißes Licht auf die im Monsun dampfende Stadt. Es schien Stunden, seitdem das Flugzeug gelandet war. Sie fragte sich längst nicht mehr, warum hier immer alles so unverhältnismäßig viel Zeit brauchte. Es dauerte und man nahm es hin.

Über die Kluft von fünf Jahren hinweg erkannte sie augenblicklich das junge Gesicht über dem Kofferwagen, vertraut in seiner Rundheit und seiner unsicheren Härte, eingerahmt von halblangen, stacheligen, blauschwarz gefärbten Haaren, die Augen reichlich mit Kajal ummalt, die Lippen dunkel, wie hineingeschnitten in das blasse Fleisch.

»Hallo, Joe, hier bin ich!«, rief Teresa durch die schrillen Stimmen der Kofferkulis hindurch und winkte heftig. Ein Blick verriet, dass das Mädchen sie gesehen hatte, doch sonst veränderte sich nichts in der abweisenden Maske ihres Gesichts.

»Alles okay mit dir?« Beschützend legte sie den Arm um die festen, runden Schultern ihrer Enkelin und steuerte den Kofferwagen durch Trauben dünner junger Männer, die schreiend ihre Dienste anboten, zum wartenden Taxi.

»Steig ein, sonst fressen sie dich«, sagte sie und schob das Mädchen auf den Rücksitz.

»Was für eine Scheiße«, murmelte Joe.

»Danke, mir geht's auch gut«, sagte Teresa mit halbem Lächeln, während das Taxi losfuhr. »Schön, dass du hier bist.«

»Hat der keine Klimaanlage?« Joe rollte mit schnellen, ärgerlichen Bewegungen ihre Lederjacke auf den Knien zusammen und wischte dann mit einem Papiertaschentuch über Gesicht und Hals. Unter ihren Augen verteilte sich schwarze Farbe. »Das ist ja nicht zum Aushalten.«

Ein Schlagloch ließ sie gegen Teresa prallen. Hastig rückte sie auf ihre Seite des Sitzes zurück.

»Ich halt es schon lange aus«, sagte Teresa. »Viele Jahre. Man gewöhnt sich daran. Es ist mein Zuhause.«

Joe schwieg und schaute hinaus auf die Straße, die überquoll von träger Geschäftigkeit. Teresas Blick verfiel im Schimmer der silbernen Ringe, die das zarte Mädchenohr zwischen den steifen, schwarzen Haarsträhnen säumten. Teresa seufzte. Sie hatte die Qualen des Jungseins ihr Leben lang nicht vergessen.

Plötzlich sah Joe sie an, misstrauisch, gewappnet. »Bist du auf meiner Seite?«

»Ja, Joe, ich bin auf deiner Seite«, antwortete Teresa ohne Zögern.

»Warum?«

»Großmütter sind so«, antwortete Teresa gelassen und strich ihre pfirsichfarbene Bluse über dem nachtblauen Sarong glatt.

»Wenigstens nennst du mich nicht Johanna. Mam und Pa bestehen darauf. Johanna ist die Schande der Familie, wie du weißt. Sie waren in der Zeitung auf der Promi-Seite, wusstest du das? Die Topanwälte Herr und Frau Dingsbums Juhu. Mam war sauer, weil da stand ›Herr und Frau‹ und nicht ›Frau und Herr‹. Du hättest sehen müssen, wie sie mich angeschaut haben, als ich von England

zurückkam. So fantastische Eltern und so ein misstratener Nachwuchs.«

»Sagen sie das?«

»Denken sie.«

»Bist du sicher?«

»Ach, Scheiße.«

Während Joe die verlorene Nacht im Gästezimmer nachzuholen versuchte, zog sich Teresa ins Schlafzimmer zurück und setzte sich auf das Bett, ihren bevorzugten Platz des Nachdenkens. Sie gestand sich ein, dass sie sich vor den kommenden Wochen mit Joe fürchtete. Dies war nicht mehr das Kind, das sie gekannt hatte. Dieses wütende junge Mädchen war ihr fremd. Mehr noch, es war fragwürdig, ob sie in der Lage sein würde, Joe zu mögen.

Sie fand die Ringe in Joes Nasenflügeln und Ohren ebenso hässlich, wie einst die bürgerliche Umwelt eine Teresa mit langen Haaren, Zigeunerröcken und indischem Silberschmuck abgelehnt hatte. *Nein, ich werde nicht in diese Falle gehen, kleine Joe. Ich werde dich nicht zum Opfer machen, wie sie mich zum Opfer gemacht haben.*

Hatte sie die Weichen ihres Lebens möglicherweise ganz falsch gestellt? Hätte sie in der Nähe dieses Kindes bleiben sollen, als sie erkannte, dass es keine liebenden Eltern haben würde? Denn das hatte sie schon vor langer Zeit wahrgenommen. Ihre Tochter Astrid war ihr nie nah gewesen, des Vaters Tochter, groß wie er, intelligent wie er, von kalter Begeisterung für diesen schamlosen und einträglichen Beruf besessen wie er. Wenn sie zu Teresa »Mamá« sagte, dann stets mit der präziösen Betonung auf der zweiten Silbe. Ungeduldig. Mit einem Hauch Verachtung. Der Mann, den sie wählte, war ihr ähnlich. Mit Frösteln erinnerte sich Teresa an seinen eisgekühlten Blick.

Au-pair-Mädchen, Privatkindergarten und dann später teure Internate, englische natürlich, für die kleine Johanna, die Astrid kurz nach dem ersten Staatsexamen geboren hatte. Ein Unfall trotz Pille, behauptete Astrid. Ihr Fehler konnte es nicht sein. Astrid machte keine Fehler.

Teresa machte Fehler.

»Großvater ist krank«, hatte Joe gesagt. »Er ist ganz dünn geworden. Früher hatte ich Angst vor ihm. Jetzt nicht mehr. Ich werde viel erben, hat er gesagt. Hoffentlich stirbt er bald. Er ist ein böser alter Mann.«

Joe hatte die Wohnung verlassen, als Teresa nach einer Stunde ungewohnt schweren Schlafs aus ihrem Zimmer kam. Fünfzehn Jahre alt und längst kein Kind mehr. Nenn mich Teresa, würde sie zu ihr sagen, ich bin keine Oma. Joe hatte jede Anrede vermieden und den Blick gesenkt gehalten, die Schultern ein wenig hochgezogen, sodass der Hals kurz erschien und das feste, kleine Kinn in ein leichtes Doppelkinn eingebettet lag. Es war der Gedanke an diese Haltung, der Teresa Tränen der Schuld in die Augen trieb.

Leise hatte Joe die Haustür gegen die Stille der Wohnung geschlossen und war die Treppe hinunter in den Hof gegangen, in den von Monsunwolken verdunkelten Nachmittag. Sie hatte vergebens versucht zu schlafen. Es war heiß. Ein Moskito hatte einen Angriff nach dem anderen geflogen. Sie hätte vor Unruhe schreien mögen.

Immer mehr Wolkentürme schoben sich am Himmel zusammen und ihr Schatten vertiefte das pralle Grün der Büsche an der hohen Mauer, die das Grundstück umschloss. Eine kleine Tür im rostigen Hoftor führte hinaus in die Welt der Straßen, voller Farben und Lärm und Gerüche. Das Gefühl, darin verlo-

ren gehen zu können, hatte Reiz: wilde, verrückte Dinge erleben, die sie sich nicht vorzustellen vermochte, sich frei und lebendig fühlen, jemand ganz anderer sein.

Es war einfach, den Weg zur Stupa zu finden, immer den gemalten Augen nach, die über der weit aufragenden, weißen Kuppel in die Runde blickten. Die Stupa sieht aus wie eine dicke, faule, weiße Katze, dachte Joe, als sie aus einer engen Gasse vor das gewaltige Heiligtum gelangte, und sie musste lächeln. Dicke, faule, weiße, heilige Katze. Das Gefühl eines heimlichen Sakrilegs lief in kleinen Schauern über ihren Rücken.

Die schweren Wolken hatten sich über die Sonne geschoben und der Hitze die Schärfe genommen. Die Besitzer der kleinen Lädchen im Umkreis der Stupa brachten die Tische mit den ausgestellten Waren in Sicherheit, fliegende Händler zurrten Plastikplanen über ihren bescheidenen Schätzen fest.

Joes Blick verfring sich in einer gebückten Gestalt am Eingang der Stupa, durch den man zu den drei Ebenen des Heiligtums gelangte. Vielleicht ein alter Mann, vielleicht eine alte Frau, es war nicht mit Sicherheit zu sagen. Ein Wesen wie ein kleiner, schlecht gewachsener Baum, die Arme dünne Äste, die aus den lumpigen Kleidern ragten. Ein roter Blick legte sich schwer auf Joe, dann begann die Gestalt zu winken, befahl sie nachdrücklich zu sich heran, und Joe konnte nicht anders als folgen, unwiderstehlich angezogen, voller Neugier und Ärger und Furcht. Lange hatte sie sich darin trainiert, möglichst wenig wahrzunehmen, in die Grautöne der Unberührbarkeit abzudriften. Doch dieses wunderliche, bedrohliche Wesen zwang sie in eine grelle, peinigende Wachheit, der sie nicht entkommen konnte.

Die Luft stand still, als wäre alle Zeit aus ihr herausgelaufen. Ein paar Mönche saßen in einem Gelass in der Stupa-Mauer, einer Art winziger Kapelle, und sangen mit tiefer Stimme, die

Gänsehaut verursachte, begleitet vom scharfen Ton kleiner Glocken und von schnellen Trommelschlägen. Eine Weihrauchwolke schlängelte sich aus dem Glass und kreiste um die Gestalt mit dem roten Blick. Ein Zauberer! Das musste ein Zauberer sein! Hier war eine andere Welt als zu Hause. Zauberer, Geister, Dämonen, Magie – vielleicht gab es das hier wirklich. Etwas Bedrohliches geschah, das sie nicht aufhalten konnte. Sie wollte weglaufen, zurück in die Geborgenheit bei Oma Teresa, doch das war unmöglich. Sie hatte sich zu weit vorgewagt.

Die gebückte Gestalt richtete sich plötzlich auf, eine Hand legte sich auf ihren Arm. Joe schaute in Augen, die einen unendlichen, von Feuer und Nacht erfüllten Raum freigaben. Nur dass dies nicht das Feuer war, das sie kannte, das Feuer des großen Kamins im Aufenthaltsraum des Internats, und nicht die vertraute Nacht mit mattem Mondlicht und verbotenen Spielen. Diese andere Nacht tanzte mit Totenköpfen, von Feuer umgeben, mit Messer und Blut. Und die schreckliche, tanzende Nacht hielt einen Mann im Arm, einen Mann in einem roten Hemd mit einem Messer im Rücken, hielt ihn wie ein Baby, wiegte ihn im Tanz und sang ein tiefes, dröhnendes Wiegenlied.

Joe presste die Hände gegen den Mund. *Das darf nicht wahr sein! Der Trip kommt zurück. Sie haben gesagt, das käme manchmal vor. Bestimmt ist der Jetlag daran schuld und dieses verdammte fremde Land mit seinen verdammten Zauberern. O mein Gott, warum nur hab ich nicht dran geglaubt? Aber was kann man tun gegen Zauberer, die einen mit dem bösen Blick einfangen?*

Der Urururalte, Hunderttausendjahrealte strich sanft über ihren Arm. Eine ihrer Hände wurde vom Mund weggezogen, die Finger um etwas Hartes geschlossen, und in diesem Augenblick schoss der erste Blitz über den Himmel. Schwere Regen-

tropfen zerplatzten wie kleine Säcke auf der Erde. Eine gebeugte Gestalt hoppelte schnell über das Pflaster davon. Schirme wurden aufgespannt, Plastikschrappen klatschten. War der Zauberer eine Halluzination gewesen?

Joe flüchtete in ein kleines Lokal, dessen Front offen stand. Die wenigen Gäste hatten bereits die Tische unter der Sonnenplane verlassen und im dämmrigen Inneren Schutz gesucht. In Panik kämpfte Joe gegen ein unkontrollierbares Schwindelgefühl an. Sie ließ sich auf einen Stuhl an der Wand fallen und streckte die Hände aus, um sich am Tisch festzuhalten. Etwas fiel klappernd zu Boden.

»Scheiße«, sagte sie verzweifelt vor sich hin. »Verdammte Riesenscheiße.«

Es war ihr unmöglich, sich hinunterzubeugen. Selbst aufgerichtet konnte sie den Schwindel kaum ertragen.

»Sie haben etwas fallen lassen«, sagte eine Stimme. Eine braune Hand legte eine kleine, silberne Statuette, kaum größer als ihr Daumen, auf den Tisch. Eine tanzende Figur in einem Flammenkranz. »Alles okay?«

»Mir ist schlecht«, sagte Joe. Sie hob kurz den Blick, senkte ihn jedoch sofort wieder auf die kleine Sicherheit der Tischplatte. »Schwindelig. Jetlag. Oder Flashback.«

Ein Mann, braun, mit schmalen, lang gezogenen Augen, vermutlich ein Tibeter. Warum sprach er Deutsch und zudem mit Schweizer Akzent? Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken; sie musste sich auf das Glas konzentrieren, das ihr hingehalten wurde.

»Hier, trink Wasser. Ganz austrinken.«

Sie ergriff das Glas, die braune Hand schloss sich um die ihre und half ihr, es zum Mund zu führen. Ein weiteres Glas erschien, nur zu einem Viertel gefüllt.

»Das hier auch. Wodka. Das hilft.«

Sie trank und verzog das Gesicht. Welcher Mensch trank etwas so Scheußliches wie Wodka?

»Gibt's hier keinen Whiskey?«

Die Stimme lachte. »Nein, Prinzessin, gibt's nicht. Zu teuer. Jetzt tief atmen. Ein – aus – ein – aus. So ist's gut.«

Er drückte zwei Finger fest in ihren Nacken, mehrere Minuten lang. Der Schwindel ließ nach.

»Es geht schon wieder«, murmelte sie.

»Ich heiße Tashi«, sagte er und sie ergriff die hingereichte Hand.

»Joe«, antwortete sie und wagte sein Bild ein paar Sekunden lang aufzunehmen. Lange, schwarze Haare, hinten zusammengebunden, das Gesicht wie geschnitzt, nicht hart, eher traurig. Dennoch freundlich. Vertrauen wäre möglich.

Er setzte sich neben sie, nahm die Statuette und betrachtete sie genau. »Woher hast du das?«

»Hat mir ein Zauberer geschenkt, gerade vorhin.«

»Ein Zauberer?«

»Na ja, vielleicht. Ich weiß nicht. Schräger Typ.«

»Das ist ein Mahakala«, sagte Tashi. »Sehr schöne Arbeit.«

»Was ist das, Mahakala?«

»Eine Schutzgottheit«, antwortete Tashi, während er die Statuette einem Mann am Nebentisch reichte. »Das ist mein Freund Sherab, er kennt sich aus mit Statuen.«

Der Mann nickte Joe zu und unterzog das kleine Kunstwerk einer aufmerksamen Prüfung. Mit beiden Händen reichte er es Tashi zurück, begleitet von ein paar unverständlichen Worten.

»Pass gut darauf auf, es ist wertvoll«, sagte Tashi, öffnete ihre Hand, legte die Statuette hinein und schloss ihre Finger darum, auf die gleiche Weise, wie der Zauberer sie ihr gegeben, nein,

aufgedrängt hatte. Das kleine Ding lag schwer in ihrer Handfläche. Ein tanzender Dämon, von Feuer umgeben.

»Rumpelstilzchen«, murmelte sie.

Tashi hörte es und lachte. »Ach ja, war da nicht etwas mit einem Namen?«

»Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß.« Sie hatte nicht antworten wollen. Warum hatte sie es dennoch getan? Manchmal plapperte sie einfach los, wie ein Kind. Sie hasste das.

»Ich mag Rumpelstilzchen«, fügte sie hinzu. Warum hielt sie nicht einfach den Mund? Sie hatte es sich so oft schon vorgenommen. Halt den Mund, dann hängt dich niemand an deinen Worten auf.

Hastig erhob sie sich und lehnte Tashis Einladung ab, sich zu ihm und seinem Freund zu setzen. Sie wäre gern geblieben, so gern, doch zwischen diesen Wunsch und sie selbst drängte sich eine erbitterte Unsicherheit, die sie wütend und atemlos den Kopf schütteln ließ.

»Vielen Dank für die Hilfe. Ich mach mich jetzt besser auf den Weg. Es regnet kaum mehr.«

Sie wollte nach Hause. Sie wollte weit weg von verrückten Zauberern, die einen auf den Trip schickten. Sie wollte weit weg von dem Mann mit dem schönen kantigen Gesicht, bei dem sie so gern geblieben wäre. Nach Hause. Wohin? Es gab kein Zuhause. Im Augenblick gab es nur eine Großmutter, die nicht wie eine Großmutter aussah und die sie kaum kannte. Immerhin, die nannte sie nicht Johanna. Vielleicht, vielleicht, vielleicht konnte man ihr vertrauen.

Der Regen endete so plötzlich, wie er begonnen hatte. Den Weg durch die Gassen zu Oma Teresas Haus fand sie ohne Mühe, sie hatte sich die wichtigen Ecken eingepägt – die Ecke mit dem

Video-Shop, die Ecke mit der Werkstatt, deren Türen weit offen standen und den Blick auf eifrig hämmernde Kupferschmiede freigaben, die Ecke mit der hohen Mauer, deren Graffiti-Botschaft sie nicht lesen konnte. Dann das schwere, angerostete Tor zum Hof mit der kleinen, quietschenden Tür, der faule Hund, der vor dem Schuppen lag und Joe offenbar bereits zum Inventar zählte, die tagsüber unverschlossene Haustür, die enge Treppe zur überdachten Veranda, von der aus man Teresas Wohnung betrat.

»Da bist du ja! Du siehst grün aus«, sagte Teresa. Der Klang von Joes Schritten auf der Treppe hatte sie an die Tür gelockt. »Geht's dir nicht gut?«

Joe ließ sich in den alten Rattansessel auf der Veranda fallen, versenkte Hals und Kopf tief zwischen die Schultern und murmelte: »Scheiße, Scheiße, Scheiße.« Ein Schluchzen zitterte in ihrer Stimme, unüberhörbar, doch Teresa beschloss, es nicht zu beachten, denn so, das machte die abwehrend eingerollte Haltung des Mädchens deutlich, war es offenbar Joes Wunsch.

»Sita hat uns was Gutes gekocht«, sagte Teresa.

»Wer ist Sita?«

»Meine Didi«, erklärte Teresa.

Joe rieb etwas zwischen ihren Händen. »Ach, stimmt ja. Hier hält man sich ja noch Sklaven.«

»Aber natürlich«, antwortete Teresa und ging in die Küche. Ein Hauch von Gelassenheit blieb zurück, ähnlich einem diffusen Blumenduft, und Joe krampfte die Hände um die Statuette, wütend auf sich selbst, wie so oft.

Die frühe Morgensonne fiel grell auf die Rinde des Baums vor dem Fenster und der Widerschein tanzte durch das Zimmer. Mit einem kleinen Seufzer erhob sich Teresa von ihrem niedrigen Bett. Ein Teil des Seufzers galt ihrem Knie, das sich schmerz-

haft bemerkbar machte, doch der größere Teil entsprang dem ersten Gedanken – der Erinnerung an das junge Mädchen im Gästezimmer.

»In ihren Adern fließt mehr Wut als Blut«, hatte sie am vorigen Abend an der Haustür zu Gerda gesagt, ihrer holländischen Nachbarin, deren Namen man ein bisschen keuchen musste, damit er richtig klang. »Ich beginne mich vor den nächsten Wochen zu fürchten. Sie tut mir leid. Aber wie soll ich sie um Himmels willen mögen?«

Jahrelang war der erste Gedanke am Morgen das Mantra des Mitgefühls gewesen, wie es sich für eine gute Buddhistin gehörte. War dies das Ergebnis?

»Sie ist doch dein Enkelkind!«, hatte Gerda gesagt, mit einem kleinen, sauren Unterton, der ihr anhaftete wie die Färbung eines Dialekts.

»Wie viele Punk-Enkel hast du, Gerda?«

Gerdas empörter und verletzter Blick bedurfte keiner Worte.

»Weißt du, ich kann dir die Göre ja mal leihen, dann können wir abwechselnd üben, ein guter Mensch zu sein.«

Mit einer gewissen schamvollen Befriedigung war Teresa hinauf zu ihrer Wohnung gestiegen.

Es war noch still im Haus. Joe würde wahrscheinlich lange schlafen und Sita kam erst im Lauf des Vormittags vom Markt. Teresa zündete die Butterlampe auf dem Schrein an, hielt ein Räucherstäbchen in die Flamme und füllte die silbernen Schalen mit Wasser.

»Auf dass ich allen Wesen eine gute Großmutter sein möge«, murmelte sie, setzte sich auf ihr Meditationspolster, ergriff ihre Mala aus hundertacht gesprenkelten Lotossamen und begann mit den Rezitationen zur Morgenmeditation.